

»Forschungspotenzial muss sich entfalten können«

Prof. Dr. Günther Wess im Gespräch mit Dr. Monika Mölders über Wissenschaft im internationalen Wettbewerb



Fachliche Exzellenz und Bildungsnotstand – diese beiden Extreme beherrschen gegenwärtig die Diskussion um Schul- und Hochschulausbildung. Die Universität Frankfurt stellt sich der Elitediskussion und setzt auf Fokussierung und Schwerpunktbildung. Studiengänge werden modifiziert, die Art und Vielfalt möglicher Abschlüsse internationalen Standards angepasst. Die Universität will und wird wettbewerbsfähig sein, auch im internationalen Vergleich. Darüber sprach Dr. Monika Mölders mit Prof. Dr. Günther Wess, Honorarprofessor der Universität Frankfurt, Forschungsleiter Europa von Aventis und Mitglied der Geschäftsführung der Aventis Pharma Deutschland GmbH.

? Herr Professor Wess, Sie haben an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt Chemie studiert, bei Professor Gerhard Quinkert promoviert und engagieren sich heute an Ihrer Alma Mater im Rahmen einer Honorarprofessur. Wie schätzen Sie aus Ihrer langjährigen Industrieerfahrung heraus die deutsche Universitätslandschaft ein, besonders in den Bereichen, die für ein Pharmaunternehmen relevant sind?

Wess: In den für Pharmaunternehmen relevanten Bereichen ist die

deutsche Universitätslandschaft meiner Meinung nach nicht so schlecht, wie sie momentan gemacht wird. In Deutschland ist gegenwärtig eine politisch motivierte Diskussion im Gange, die den Universitäten nicht nützt. Sie entbehrt an Kompetenz, ist oberflächlich und verfehlt den eigentlichen Kern des Themas. Sicher müssen einige Dinge verändert werden. Aber insgesamt haben viele Arbeitsgruppen in den naturwissenschaftlichen und biomedizinischen Disziplinen deutscher Universitäten großes Potenzial, das aber auch Entfaltungsmöglichkeiten haben muss. Die Voraus-

setzungen dafür gilt es zu schaffen, mit klaren politischen und wissenschaftlichen Konzepten. Entscheidend ist, dass man sich auf die relevanten Fragen und wissenschaftlichen Herausforderungen konzentriert und sie in langfristigen Konzepten umsetzt, und zwar auf allen Ebenen – in der Politik und der Universität. Dazu sind Änderungen im organisatorischen Management, vor allem aber auch in den Köpfen notwendig.

? In den nächsten Jahren müssen die deutschen Universitäten sparen, auch die Universität Frankfurt – und zwar erheblich. Sehen Sie dadurch die Qualität der Forschung gefährdet, vor allem im Hinblick auf die Attraktivität der Arbeitsgruppen für außeruniversitäre Kooperationspartner?

Wess: Aus meiner persönlichen Sicht hat der Sparzwang inzwischen ein Ausmaß erreicht, bei dem man sich die Frage stellen muss: Sind die Institute unter diesen Bedingungen überhaupt noch lebensfähig? Es sind mittlerweile Grenzen erreicht, an denen bestimmte Gruppen unabhängig von Drittmitteln im internationalen Wettbewerb nicht weiter bestehen können und damit auch als potenzielle Kooperationspartner an Attraktivität verlieren, denn die Industrie wählt ihre Partner in den Universitäten in erster Linie nach internationaler Leistungsfähigkeit und nicht nach geographischer Nähe aus. Der Staat hat keinen finanziellen Spielraum mehr, und die Universitäten stehen auf seiner Prioritätenliste nicht oben. Um international konkurrenzfähig zu sein, ist es aber unerlässlich, bestimmte Dinge zu fördern. Der Staat muss Schwerpunkte setzen und Zusage dann auch einhalten. Das setzt freilich voraus, dass klare Konzepte bestehen.

? Wie können Universität und Industrie am besten Synergien entwickeln und nutzen?

Wess: Es gibt die verschiedensten Arten der Zusammenarbeit. Wie sich Synergien am besten nutzen lassen, hängt von den bestehenden Expertisen und vom Ziel einer Partnerschaft ab. Eine Zusammenarbeit muss für beide Seiten Gewinn bringen, und wenn dieser Gewinn materiellen Wert hat, müssen natürlich beide Seiten profitieren können. Ich verstehe unter Synergie aber weniger den Aspekt der Kosteneinsparung, sondern die gemeinsame Nutzung von Wissen und Ressourcen zur Lösung wissenschaftlicher Fragestellungen. Die Hochschulen tragen dazu mit Grundlagenforschung bei; sie sind nicht der verlängerte Arm der Industrie.

? Aufgrund von Aktivitäten des Bundesministeriums für Bildung und Forschung sind in den letzten Jahren zahlreiche Patentverwertungsagenturen eingerichtet worden. Halten Sie dies für einen erfolgversprechenden Weg des Wissenstransfers?

Wess: Unter Wissenstransfer verstehe ich eigentlich etwas anderes. Aber was die Patentanmeldungen betrifft, hat die Industrie Prozesse etabliert, um mit ihren Erfindungen umzugehen. Ebenso muss die Universität einen Weg für sich finden. Die Universität wird hierbei einen Lernprozess durchmachen und muss bereit sein, Strukturen anzupassen – auch im Bereich der Managementprozesse. Klar ist, effektive Patentverwertung braucht Fachleute, die ihr Metier beherrschen. Ich

glaube aber auch, dass Wissenschaftler das Patentpotenzial ihrer Forschungen häufig überschätzen.

? Was müssen Absolventen Ihrer Ansicht nach können, welche Fähigkeiten müssen sie entwickelt haben, damit sie einen Berufsabschluss mitbringen, der mehr ist als ein Diplom in der Tasche?

Wess: Absolventen, die ihre Zukunft in der Forschung suchen, müssen ihre Fähigkeit zur Problemlösung unter Beweis stellen. Berufseinsteiger müssen nicht berufsfertig, aber zweifelsfrei berufsfähig sein. Dazu gehört eine breite Ausbildung mit guten Grundlagen, auf die eine Spezialisierung in einem Gebiet aufbauen kann. Darüber hinaus ist es außerordentlich wichtig, dass sie

Anzeige



über soziale Kompetenz verfügen, mit anderen zusammenarbeiten können – in einem Unternehmen, in verschiedenen Gruppen, aber auch außerhalb eines Unternehmens. Ein weiteres Plus sind Management-Fähigkeiten und interkulturelles Verständnis, wie sie zum Beispiel bei der Organisation von internationalen Projekten nötig sind. Das Beherrschen der englischen Sprache ist natürlich eine weitere unabdingbare Voraussetzung.

? Müsste die Universität Ihrer Ansicht nach parallel zur fachlichen Ausbildung auch Tools zur Entwicklung von sozialer Kompetenz und von Management-Fähigkeiten anbieten?



Wess: Nach meinen persönlichen Erfahrungen sind die Führungs- und Management-Fähigkeiten deutscher Absolventen im internationalen Vergleich – mit Frankreich und den USA – deutlich unterentwickelt. Deshalb zielt der Workshop, den ich im Rahmen meiner Lehrtätigkeit an der Universität anbiete, auch darauf ab, solche Dinge bewusst zu machen und zu vermitteln. In dem Wochenendseminar behandeln wir Themen, die sonst Inhalt kostspieliger Kurse für Top-Manager sind. So werden unter anderem Fallstudien in Gruppenarbeit bearbeitet, präsentiert und diskutiert. Wir bringen dabei mit Wissenschaft und Management zwei Kulturen zusammen.

Bei der Entwicklung dieses Seminars konnte ich auf meinen Erfahrungen an der Universität Mainz aufbauen. Dort habe ich jahrelang eine rein wissenschaftliche Vorlesung gehalten – was mir sehr wichtig war und zudem Spaß gemacht hat. Aber irgendwann wurde mir klar, dass es nicht meine Aufgabe als Industrievertreter sein kann, Lehraufgaben zu übernehmen, die an einer Universität zur Grundausbildung gehören. Ich glaube, einen sehr viel wertvolleren Beitrag leisten zu können, wenn ich aus meiner Industrieerfahrung heraus einen Kurs anbiete, der Nachwuchskräfte auf den Berufseinstieg vorbereitet und ihnen dabei hilft, in der internationalen Zusammenarbeit besser zu bestehen. Das ist ein hoher Anspruch und der damit ver-

bundene Aufwand enorm. Aber allein die Tatsache, dass ich mit den Fallstudien einen Weg gefunden habe, fortgeschrittene Studenten und Mitarbeiter zu begeistern, macht es mir die Sache wert. Und ich bin begeistert von ihrem großen Engagement und der Art, wie junge Wissenschaftler mitarbeiten.

? Zu den Schwerpunkten der Universität Frankfurt gehört in den nächsten Jahren die Bildung von Kompetenz-Netzwerken. Wie bewerten Sie diese klare Fokussierung auf ein Exzellenz-Konzept?

Wess: Es sieht zumindest auf dem Papier gut aus. Allerdings möchte ich es auch durch Berufungen «gelebt» sehen. Die richtigen Köpfe in Clustern zusammen zu bringen, muss relativ schnell gehen und kostet Geld. Wenn der Staat kein Geld hat, kann hier im Grunde nichts passieren. Eine gute, am internationalen Standard orientierte Berufungspolitik schafft die Voraussetzungen für ein exzellentes Umfeld. Frankfurt hat das Potenzial, Spitzenleistung hervorzubringen. Die Universität braucht dazu vor allem ein klares Konzept. Zur Profilbildung einer Universität gehört meines Erachtens auch der Mut zu etwas Neuem. Vor einiger Zeit hat sich das »Institut für Organische Chemie« in »Institut für Organische Chemie und Chemische Biologie« umbenannt. Solche Dinge sind wichtige Signale.

Allerdings darf man eine andere wichtige Komponente nicht vergessen: attraktive Industriepartner. Leider ist es der Politik bisher nicht gelungen, den Negativtrend zu stoppen und attraktive Rahmenbedingungen zu schaffen, gerade im Bereich der Life Sciences, einschließlich der Chemie.

? Sie haben an einer großen Universität – in Frankfurt – studiert und promoviert und an einer »Elite-Universität« – in Harvard – geforscht. Wie bewerten Sie aus diesen beiden Perspektiven die Diskussion um Elite-Universitäten?

Wess: Ich habe an der Universität Frankfurt studiert und mit 26 Jahren promoviert. Während des Studiums hatte ich ein Stipendium der

Studienstiftung des deutschen Volkes und danach ein Stipendium des Fonds der Chemischen Industrie. Mit diesem Rüstzeug bin ich nach drei Jahren Industrieerfahrung nach Harvard gegangen und konnte dort wesentliche Beiträge leisten. Dort gab es keinerlei bürokratische Hemmnisse, so dass ich mich vom ersten Tag an voll und ganz auf die Forschung konzentrieren konnte. Die Strukturen waren besser als bei uns, und die positive Einstellung wirkte sehr fördernd. Die Studenten in Deutschland sind absolut geeignet, im internationalen Vergleich zu bestehen. Man muss sie aber fordern und fördern.

Die politische Diskussion über Elite-Universitäten hat uns nicht genutzt, sondern nur geschadet. Sie ist im Ausland auf völliges Unverständnis gestoßen. Ich halte sie darüber hinaus für unfair gegenüber all denjenigen, die sich hier bemühen, die Dinge voranzubringen. Diese Diskussion war eben nicht mehr als ein PR-Gag, und das zeigt, wie die Verantwortlichen hierzulande mit solch

wichtigen Themen umgehen. Unsere Universitäten benötigen Rahmenbedingungen, auch finanzieller Art, die ihnen eine Entwicklung in Richtung Exzellenz ermöglichen. Wir brauchen Spitzenforscher, die in einem guten Umfeld von guten Hochschullehrern gefördert werden und sich wenig mit Administration beschäftigen müssen. Nur dann ist Deutschland wettbewerbsfähig. Schließlich beruht der Erfolg von Harvard in erster Linie darauf, dass sich dort Leistung entfalten kann, und das ist nicht allein eine Frage des Gelds. Aber ohne Geld geht es eben auch nicht.

Ich halte es in diesem Zusammenhang für außerordentlich wichtig, dass sich die Wissenschaft selbst organisiert und vernetzt. Der Staat kann das nicht zentral organisieren. Dazu bedarf es Strukturen, die den Wissenschaftsprozess fördern und erleichtern und nicht bürokratisch hemmen. Nur in einem solchen Umfeld kann sich ein Hochschullehrer auf seine eigentliche Arbeit konzentrieren. ◆



Prof. Dr. Günther Wess, 48, hat von 1975 bis 1982 in Frankfurt Chemie studiert, promoviert und sich 1999 an der Universität Mainz in pharmazeutischer Chemie habilitiert. 1982 begann er seine Berufslaufbahn als Laborleiter bei der Höchst AG. Nach einem Forschungsaufenthalt im Labor des Chemie-Nobelpreisträgers Prof. Dr. Elias J. Corey an der Harvard-Universität in Boston, USA, und zahlreichen führenden Positionen wurde er 1998 bei Hoechst Marion Roussel Leiter Drug Innovation & Approval (DI&A) in Deutschland. Diesen Bereich leitete Günther Wess auch bei Aventis, bis er im Sommer 2002 die Leitung von DI&A in Frankreich und im Oktober 2003 schließlich die Gesamtleitung Europa übernahm. Günther Wess ist seit dem Jahr 2000 Honorarprofessor an der Universität Frankfurt.

Anzeige

Anzeige
VMK

186 x 128 mm